Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 18 (1914-1915)
Heft: 9

Artikel: Das Schwegelpfeiflein
Autor: Lienert, Meinrad
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-662460

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Schwegelpfeiflein.

Von Meinrad Lienert.

Einst lebte im schönen Tale der Muota ein junger bäumiger Älpler. Der war so lustig, daß er selbst nachts im Traume alle Augenblicke eine Scholle herauslachen mußte, als täte ihm jemand auf den Knieen Guckeguckelöffelein! spielen.

Eines Tages verliebte er sich in eine junge Klosterfrau namens Maria Theresia, die im Kloster am blauen Bergfluß hinter der Kirche wohnte. Obwohl das nun eine sündige Liebe war, konnte er sie doch nicht von sich abtun und er ruhte nicht, bis er Winterknecht im Kloster wurde. Immer wenn er die Morgenmilch in die Küche trug, konnte er nun die schöne Klosterfrau sehen und da es ihre Augen auch nicht völlig an ihm vorbeibrachten, so wurde sie ebenfalls ganz in den wohlgewachsenen Hirtenjungen verschossen. Aber sie vermochten sich nirgends anders zu treffen als im Kirchhofgarten zwischen den Gräbern. Dort sah sie ihn dann freundlich an, redete gütig mit ihm und sprach mit ihm von ihrer Liebe. Sie wollte ihn so lieben, wie sich die Engel lieben. Erst war er's zufrieden. Doch nach und nach war ihm das zu wenig kurzweilig und daher wünschte er, sie möchte ihn lieben, wie sich die gewöhnlichen Menschen lieben, er sei's so auch zufrieden. Und als nun die Fastnacht kam, verlangte er von ihr, daß sie mit ihm heimlich zum Tanze gehen solle. Aber als sie sich ob seinem sündigen Verlangen entsetzte und bekreuzte, ward er wild, tat wie sinnlos und schwor, er werde sich im Sommer in den Glattalpsee stürzen, wenn sie ihm nicht willfahre. Erst war sie wie betäubt; endlich sagte sie, unter heißen Tränen, um ihn so lange als möglich hinzuhalten, sie wollte ihm gerne den Willen tun, doch könne sie ja nicht tanzen und bevor sie's könne, gehe sie an keine Kirchweih, so wahr ihr die armen Seelen in den Gräbern um sie her helfen mögen. Da lachte er auf und sagte, das Tanzen wolle er ihr bald beigebracht haben. Er legte ihr die Hände auf die Schultern, schnalzte mit der Zunge und wollte mit ihr zu tanzen anfangen. Aber er stieß an einen Grabhügel und dann an einen andern und wie er sich auch mühte, freien Boden zu gewinnen, es war, als hielte ihm

immer jemand das Bein vor. Wie er auch mit seiner Klosterfrau herumfuhr, es ward nur ein Gestolper und wollte kein Tanz werden. Nun wurde er wild und lief davon. Am nächsten Abend kam er wieder, doch es erging ihm nicht besser, er und seine Tänzerin fielen immer wieder über einen Grabhügel. Als der Sommer ins Land rückte, konnte seine Klosterfrau so wenig tanzen als ein Bienenstock, obwohl sie doch sonst gliederweicher war als eine Weidengerte.

Das machte den Winterknecht kopfhängerisch, denn nun konnte er nicht mehr zur Liebsten ins Kloster. Er mußte mit seines Vaters Rindern auf die Glattalp fahren, um sie dort zu sömmern. Da hätte er's nun gar schön gehabt. Alle Tage stieg die Sonne über den hohen Turm auf den Silberstock und ließ ihr goldenes Brennglas über das kinderaugenblaue, alpenrosenumblühte Glattalpseelein blitzen. Aber er lag Tag für Tag im Wildgras und staunte ins stille Wasser und nie hallten seine Jauchzer über den See, also daß das verwunschene Echo in der großen Runse des Ortstockes vor Ungeduld schier verging. Der Älpler sah immer nur das Bild seiner Klosterfrau im Wasser. Er sann und sann, wie er ihr wohl bis zur Kirchweih das Tanzen beibringen könnte und obwohl er sich schier hintersann, es fiel ihm nichts ein. Das machte ihn um so schwermütiger, als erst an der Kirchweih Alpabfahrt war.

Unterdessen war im Tale zu Schwyz ein grausiges Sterben angegangen. Bis ins Tal der rauschenden Muota hinein und bis hinauf ins mondlose Bisistal, kroch mit den unsichtbaren Pestleutchen der schwarze Tod. Er schaute den Leuten durchs Lädlein, er setzte sich zu ihnen an die rauchende Wellgrub und legte sich neben sie nachts ins knisternde Wildheu. Und als er sich endlich wieder fortmachte, da waren nur mehr einige alte ungelenke Tabaktrinker, etliche verdrossene Schnupferinnen und ein Gehüt blutjunger Maitli und Kinder im Tale übrig geblieben.

Wie nun die Kirchweih heranrückte, zeigte es sich, daß niemand auch nur wie ein achttägiges Zicklein tanzen konnte. Umsonst versuchten es die jungen Maitli von ihren Großmüttern zu erlernen. Die waren nicht mehr umtunlich genug, da sie mit einem Bein schon im Grabe steckten. Als nun der Kirchweihmontag ins Land rückte, hockten die Maitli wohl den Wänden nach im Wirtshaus, aber es kam kein Musikant, sie das Tanzen zu lehren, denn es waren alle gestorben. Wohl erschienen einige wackelköpfige Altväter, aber weiter als zum Klappern mit den Holzschuhen brachten sie's auch nicht. Da kauerten und lauerten nun die übermütigen Fegnestchen auf der Tanzdiele und bliesen Trübsal, was eine gar unlüpfige Tanzmusik ist.

An diesem Tage stieg des Älplers Brüderlein mutterseelenallein, die Lecktasche an der Seite, ins Bisistal hinauf, um seinem großen Bruder auf der Glattalp entgegenzugehen, denn es war Abfahrtstag.

Wie nun der Knabe gegen den Schwarzenbach im Bisistal kam, geriet er in einen dichten Nebel, der von der Ruußalp hertrieb.

Da sah er am Weg eine arme Frau sitzen. Sie hatte ein Kind im Schoß und zu ihren Füßen saß ein kleiner Knabe und blies auf einem glänzenden Schwegelpfeiflein. Doch war seltsamerweise kein Ton zu hören. Jetzt hob das nackte Büblein in der Frauen Schoß bittend das Händchen zu ihm empor. Flink griff er in die Lecktasche und überreichte dem Kind ein Stück Ziger, den er als Wegzehrung mit sich genommen hatte. Da blickte ihn die arme Frau aus ihrem Kopftuch hervor also warm an, wie ein erleuchtetes Fensterlein den in der Sturmnacht Verirrten. Aber im selben Augenblick entfiel dem zu ihren Füßen sitzenden Knaben das Schwegelpfeiflein und rollte rainab. Es war, als raschle ein grüngoldenes Schlänglein nidsich.

Flugs war der kleine Muotataler hinter ihm drein, und bevor's in den Wildbach glitt, konnte er's noch erhaschen.

Als er sich aber nach den armen Leuten umsah, waren sie spurlos verschwunden und mit ihnen auch der Nebel. Zu seiner Verwunderung fand er sich vor der alten Kapelle im Schwarzenbach. Erstaunt schaute er hinein. Auf dem umdämmerten Altar saß friedsam die Muttergottes mit dem Jesuskind im Schoß und zu ihren Füßen hockte der kleine Johannes, der Täufer. Schon oft hatte er die heilige Familie gesehen, aber nun kam es ihm vor, er sähe die arme Frau mit ihren Kindern auf dem Altar sitzen, die eben im Nebel verschwunden waren. Und jetzt gewahrte er auch, daß das grüngoldene Schwegelpfeiflein in seiner eigenen Hand lag, auf dem sonst der kleine Johannes blies.

Das bedünkte ihn gar wunderlich. Erst gedachte er auf den Altar zu steigen und das Pfeiflein dem göttlichen Gespielen wieder in die Hände zu legen. Aber als er's ansah und als es ihm gar so sehr in die Augen gleißte und glänzte, übernahm ihn das Gelüsten, einmal darauf zu blasen.

Er setzte es also an den Mund und siehe, da spielte es sogleich einen fröhlichen Tanz, wie er ihn seiner Lebtag noch nie gehört hatte. Also vergaß das Büblein völlig seinen Gang auf die Alp und blies und blies.

Da ward es ihm seltsam. Es war ihm, die Muttergottes auf dem Altar nicke mit dem Kopfe den Takt zum Tanz und der kleine Johannes schnalze mit den Fingern lustig dazu. Und auf einmal erhob sich die Muttergottes und stieg mit dem Jesuskind vom Altar und der kleine Johannes sprang ihr nach. Sie trat auf ihn zu, wobei ihr himmelblaues Kleid wie ein Wind gegen ihn kam.

Voll Schrecken ließ er das Schwegelpfeiflein fallen. Der kleine Johannes las es rasch auf, kniete nieder und blies den abgebrochenen Tanz weiter. Jetzt nahmen ihn die Muttergottes und das Jesuskind bei den Händen und tanzten mit ihm im Wildgras vor der Kapelle Ringel-Reihen, wobei das

Kleid der Muttergottes über ihn herwehte wie der knisterndblaue Sommerhimmel.

Da war ihm, er vernehme ein fernes Rauschen. Es war wohl das Wildwasser. Jetzt hörte er's deutlich, es war das Läuten einer Senntentreichle. Und nun lief der Ringelreihen immer schneller, bis ihm die Sinne vergingen.

„Brüderlein, steh auf!" rief es. Da erwachte er und schaute erstaunt um sich. Vor ihm stand sein großer Bruder, der Älpler von der Glattalp und hinter ihm sah er die mausfarbigen Loben. Brüderlein, steh auf! Was schläfst du denn hier vor der Kapelle?" — „He", sagte das Büblein, „ich habe nicht geschlafen, ich habe mit der Muttergotttes und mit dem Jesuskind Ringel-Reihen gemacht, und der kleine Johannes, der Täufer, hat dazu aufgespielt. Schau nur," setzte er bei, in die halbdunkle Kapelle zeigend, „er hat das glänzige Schwegelpfeiflein immer noch in den Händen. Hätte ich's mit ins Tal genommen und den Jungfern geblasen, würden sie das Tanzen wohl gelernt haben." — „Ja, können denn die Muotataler Maitli nicht mehr tanzen?" fragte der Älpler erstaunt. „Nein," gab das Büblein zurück, „sie können es nicht mehr. Sie hocken wie die Hühner bei Moderwetter den Wänden nach im Wirtshaus und warten auf einen Musikanten."

Der Älpler schaute mit bedenklichen Augen auf seinen kleinen Bruder. Aber nun begann ihm der zu erzählen, wie der schwarze Tod im ganzen Lande gewütet habe und wie im Muotatale nur noch Greise, blutjunge Maitli und Kinder am Leben seien, und plötzlich schrie er auf: „Und unser Vater und unsere Mutter sind vorige Woche auch gestorben!" Da fragte der Älpler rasch: „Und was machen die Klosterfrauen, ist der Tod auch im Kloster gewesen?" — „Nein," antwortete das Büblein, einzig im Kloster ist er nie gewesen." Jetzt tat der junge Rinderhirt einen Jauchzer, daß die Berge ein vierfaches Echo gaben. Er befahl dem Brüderlein mit der Schellenkuh vorauszugehen und brav zu locken, er wolle die zurückgebliebenen Rinder nachtreiben.

Als das Büblein mit der Leitkuh verschwunden war und man aus dem Rauschen des Wildbachs nur noch sein hellstimmiges: Loba, Lobali! hörte, schlich sich der Älpler weidlich in die Kapelle. Dort stieg er auf den Altar, nahm dem kleinen Johannes das grünglänzende Schwegelpfeiflein aus den Händen und steckte es in die Lecktasche. Bald war er wieder hinter seinem Brüderlein her und als sie mit dem Vieh ins Muotatal einzogen, nachtete es.

Wie es aber gegen das Wirtshaus ging, aus dem das junge Weibsvolk zu allen Fenstern in die Nacht hinauswunderte, griff der Älpler heimlich sein Schwegelpfeiflein aus der Lecktasche. Nun wollte er versuchen, was es könne. Allsogleich begann er darauf zu blasen. Da wurden die Jungfern droben erst unruhig wie ein Baum voll Blätter im Sommerwind und dann sprangen sie auf, und so alt die Greise waren, die um den Ofen schlotterten, die Maitli

zwangen sie zum Tanz. Und bald stob die Tanzdiele wie ein überjähriger Laubsack und rauchte wie ein Sennhüttendach.

Jetzt wußte der Älpler, woran er mit dem Schwegelpfeiflein war. Er hieß das Brüderlein mit den Rindern heimfahren und machte sich so schnell als möglich ins Frauenkloster. Nun sollte ihm das glänzende Pfeiflein seine Geliebte an den Tanz bringen, wie ein Vogelfederchen im Sturm.

Schon stand er im Friedhofgarten des Klosters. Eben ging der Mond über den Heubergen auf. Im Kloster schlief wohl schon alles, denn die Fenster waren alle dunkel. Jetzt wollte er das grüngoldene Schwegelpfeiflein ansetzen.

Da öffnete sich knarrend ein Tor; aus einem dunklen Gang schritten die Klosterfrauen lautlos, mit brennenden Kerzen, in den Friedhofgarten herein, einen traurigen Gesang vor sich hinsummend.

Blitzgeschwind warf er sich hinter ein Grab nieder, und als der Zug der frommen Frauen nahe an ihm vorbeiging, suchte er umsonst seine Geliebte unter ihnen. Jetzt verschwanden sie im Beinhaus und ihr Gesang verstummte.

Eine Weile schaute er am mondbeschienenen Kloster hinauf. Ob wohl seine Liebste schon schlief; war sie vielleicht gar krank? Aber heiß packte es ihn; gesund oder krank, das wundertätige Pfeiflein wird sie schon an den Tanz bringen. Flink setzte er's an den Mund. Aber wie erschrak er! Soviel er auch hineinblies, es kam kein Ton heraus. Zuletzt wurde er wild und knirschte: „Du verfluchte Pfeife und wenn du eine Schlange wärest, müßtest du mir dennoch zum Tanz aufspielen!"

Da ging ein fürchterlicher Aufschrei durch die Nacht; die Beinhaustüre flog auf. Entsetzt liefen die Klosterfrauen mit ihren brennenden Wachsrodeln in den Friedhofgarten hinein und fanden zu ihrem Schrecken einen jungen Älpler, ihren Winterknecht. Er wälzte sich stöhnend auf dem letzten Grabe und von seinem Munde weg schnellte eben ein grüngoldenes Schlänglein und verschwand in der Nacht. Und als sie nun von ihm vernahmen, daß er die junge Schwester Maria Theresia zum Tanze habe abholen wollen, bekreuzten sie sich dreimal nacheinander. Aber die alte Frau Mutter sagte mit ernster Stimme: „So vernimm denn: Die junge Schwester ruht in dem Grabe, auf dem du jetzt liegst. Sie ist heute Mittag, als die letzte im Tale, an der Pest gestorben."

Als der junge Älpler keine Antwort gab, traten die Klosterfrauen näher zu ihm und da sahen sie, daß er tot war. Erschrocken warfen sie sich auf die Knie und beteten Fünfe für seine arme Seele.

Die Muotataler Maitli aber verlernten den Tanz, den sie dem grüngoldenen Schwegelpfeiflein abgelauscht hatten, nicht wieder, denn er war ihnen für immer in den Kopf, ins Herz und in die Beine gefahren.